

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 179.

Samstag, 3. August.

1929.

Der Kanalschwimmer.

Roman von Karl Vütge.

(Nachdruck verboten.)

(13. Fortsetzung.)

Der Portier kramte in seiner Rocktasche und zog aus ihr ein mehrfach zusammengefaltetes Zeitungsblatt. Der Kommissar nahm es, faltete es auseinander und suchte in ihm vergeblich nach irgendeiner Notiz oder einem Inserat von Wichtigkeit.

Der Portier deutete mit einer überlegenen Geste auf eine auffällig abgedruckte Lokalnotiz des Dünkirchen-Blattes:

Amerika fördert den deutschen Sport!

Wie wir zufällig erfahren, hat die im „Palace-Hotel“ in voriger Woche abgestiegene amerikanische Millionärstochter Miss Blank aus Boston (U. S. A.) ihr Interesse an den Kanalschwimmer dadurch bewiesen, daß sie den deutschen Schwimmer Monsieur Bronnen und seinen Trainer, Monsieur Hooft, in ihr Hotel eingeladen hat und ihnen teure Appartements zur Verfügung stellte. Die beiden Deutschen wohnten bisher am Cap Gris Nez in einer Bauernwirtschaft — — —

Nachdenklich faltete der Kommissar das Blatt wieder zusammen. Der Portier machte ein triumphierendes Gesicht.

„Meinen Sie nicht, daß das ein willkommener Wint für gewisse Leute war, die sich in den Hotels gern neben vermögenden Leuten einlogieren?“

„Aber Miss Blank wohnte doch, so viel ich weiß, im ersten Stock!“

„Gewiß. — Wir mußten Mister Hull, da wir sonst nichts frei hatten, zunächst im zweiten Stock auf Zimmer Nummer 95 unterbringen!“

Der Kommissar erwiderte nichts. — Er wandte sich kurz und schritt zum Fahrstuhl.

„Ich möchte mir die Zimmer 91, 94 und 95 noch einmal ansehen!“

Der Geschäftsführer und der Direktor, die sich im Hintergrunde aufgehalten hatten, eilten geschäftig herzu. Allein Kommissar Briand lehnte beide Herren ab und nahm nur den Portier mit hinauf in die Zimmer 91, 94 und 95, die im Falle Hooft eine so bedeutende Rolle gespielt hatten.

13. Kapitel.

Der Kaufmann Hans Hoff und Frau Gemahlin aus Basel gingen in Scheveningen auffallend oft hinunter ins Seebad. Sie verweilten hier oftmals den ganzen Tag, und ihretwegen tutete unaufhörlich das Warnungssignal des rothofigen Badedieners, der von erhöhtem Standpunkt aus die Badenden beobachtete und jede größere Welle, die das Meer zum Ergöhen der Badegesellschaft herantrug, durch Signale anzumelden hatte.

Der Wellenschlag in Scheveningen ist überaus kräftig. Er wirft Hinz und Kunz zurück, wenn sie sich wenige Längen über das Erlaubte hinauswagen.

Den Baseler Kaufmann kummerten die Wellen nicht. Er überwand sie spielend und schwamm zur höchsten Aufregung des beleibten obersten Badegewaltigen und seiner Schar Rothofen weit hinaus ins Meer, bis man den nassen blonden Haarschopf kaum noch erkennen konnte.

Das erste Mal blieb es bei der Aufregung und einer Rüge des Badedirektors, der in holperigem Deutsch,

zwischen den Zähnen hindurch, den Badegast verwarnte. Das zweite Mal wurde das Rettungsboot losgemacht und schwerfällig und unter antreibenden Kommandos ihm nachgerudert — — und nach glücklicher Zurückholung des Tollkühnen, ihm und seiner Gattin künftig der Zutritt zu den Badeeinrichtungen der Seebadeanstalt Scheveningens versagt. —

Der Baseler Kaufmann Hans Hoff war jung und mehr Sportsmann denn Schweizer Kaufherr. Er hatte blondes, lockeres Haar und leuchtende blaue Augen. Immer blickte man sich nach ihm um, wenn er neben seiner Frau über den Boulevard schritt oder den Speisesaal des Kurhauses durchmaß, oder wenn er an der Seite der Frau auf „het Wandelhoof!“ hinausschritt zum Pavillon im Meer.

Die Frau des Baseler Kaufmanns war gepflegt, elegant und bildschön. Sie schritt mit festem Blick neben dem Manne einher. Sie sah ihm gegenüber mit leuchtenden Augen. Sie wich nie von seiner Seite.

Der Mann lebte in einem großen, wunschlosen Rausch, entrückt allem Furchtbaren, das auf ihm lastete. — Sie sprachen nie vom Gestern. Nur vom Morgen, von der beabsichtigten rechtlichen Vereinigung, von den sportlichen Plänen, vom Kanal.

Doch immer stand zwischen ihren Gesprächen das Gestern und das Furchtbare, das es für sie barg — —, auch wenn sie es nie berührten, nie erwähnten. Es stand unverrückbar, drohend und riesengroß.

Durch deutsche und holländische Zeitungen wurden sie über die Entwicklung des Falles Theodor Hooft auf dem laufenden gehalten. Sie lasen von dem raschen Schritt Hannelore Hinz —, der zeitlich zusammenfiel mit ihrem Finden im Walde zwischen Haag und Scheveningen —, sie fanden Notizen über die Bemühungen des tätigen Kommissars Briand — —, allein sie wechselten nie ein Wort über die Vorkommnisse und wichen allen Fragen aus, die sich daran für sie knüpften.

Sie sprachen nur vom Morgen. Nicht davon, wie es gekommen, daß sie sich fanden — —, nicht von erfüllten Hoffnungen und Wünschen, nur vom Ziel. Einem Ziel, das über die Notgemeinschaft hinausging und einen dauernden Bund beschließen sollte.

Bei den zartlosenden Blicken der Frau litt Fred Bronnen zeitweilig nur mehr wenig unter dem Furchtbaren, das auf ihm lastete. Die Frau nahm ihm ab, was ihn bedrückte, und trug mit ihm, was nicht abzutragen war.

Er nahm verwundert und beseligt entgegen, was sie ihm bot, und lernte erst jetzt große Frauenliebe kennen — er empfand erschreckend deutlich die Hohlheit, Oberflächlichkeit und peinliche Unterwürfigkeit, die sich ihm früher zugewendet hatte in Bewunderung und rasch aufflammender Verehrung.

Wie weit lagen diese Tage zurück, da er ein vergötterter Liebling war und von dieser Vergötterung nichts mit heimnehmen konnte als das Gefühl eines Triumphes, der billig war und dessen jeder Sieger sich rühmen konnte.

„Du vermißt das Schwimmen?“, forschte die Frau am Tage nach dem Verbot der Seebadeanstalt.

Der Schwimmer schien verstimmt, unruhig, befangen. Er machte ein zerquältes Gesicht wie am Tage, wo sie sich im Haag trafen.

„Ja, das Schwimmen — —“, bestätigte er atmend, „das muß es sein! Es fehlt mir! Es drängt mich zum Kampf — — zur Fortsetzung — — zur Vollendung.“

„Sobald alles aufgeklärt ist — Du wirst jetzt um so eher den Sieg erringen und dein Erfolg wird nur um so größer sein!“

Sie saßen auf einer der zahllosen Bänke des langen Wandelhoofs, das sich rund dreihundert Meter weit ins Meer hinein erstreckte, und sahen dem kribbelnden Treiben am nahen Strande zu. Unter ihnen rauschte das Wasser. Das Kurhaus blinzelte aus tausend Fenstern zu ihnen herab.

Ihr Gespräch glitt zu dem täglichen Thema hinüber: dem Kanal. Es ging um den Kampf, um die Zukunft.

„Ich muß schwimmen! Sonst bin ich verloren! — Ich habe es mir überlegt: heute nacht werde ich schwimmen. Drüben hinter den Dünen!“

Der Schwimmer wies mit dem Kopf über die Strandkörbe und die weitausgedehnten Badeanlagen hinweg zu den Dünen, die sich hinter dem Weltbad nach Osten im eintönigen Grau und Gelb erstreckten.

Die Frau war begeistert.

„Ja —, ja! Und ich folge dir — —, ich helfe dir — — wo und wie ich kann!“

Sie verließen die Seebrücke, passierten die peinlich überwachte Sperrtür und strebten darauf im Gewühl des Boulevards ziellos wie alle die anderen, doch nicht so wunschlos und gedankenlos, dahin.

Zeitungsjungen riefen neue Zeitungen aus. Sie waren bereits bekannt. Sie nahmen die deutschen Blätter, die man ihnen aufdrängte.

In einem der Kaffeehäuser am Boulevard, unter dem Sonnensegel, überflogen sie die Spalten.

Allein es war merkwürdig ruhig geworden von der Dünkirchener Affäre. Sie fanden keine Notiz, keinen Hinweis und legten die Blätter enttäuscht und mit leichtem, voreinander verborgenem Seufzer aus der Hand.

Kommissar Briand forschte eifrig nach dem großen Unbekannten, bei dem er sicher zu sein glaubte, einen guten alten Bekannten aus dem „Album“ zu finden.

Er hatte bei der neuerlichen Besichtigung des Tatortes festgestellt, daß die Tür, die die Zimmer 94 und 95 verband, schlecht schloß und eine offenbar von einem Neugierigen gebohrte ältere Öffnung besaß, durch die von Zimmer zu Zimmer ein Beobachten möglich war.

So bestand durchaus die Möglichkeit, daß der falsche Sekretär Miß Blanks den deutschen Sportsmann Theodor Hoofft beim Überzählen seiner Barschaft beobachtete und nach dem Sprichwort, daß ein Sperling in der Hand besser als eine Taube auf dem Dache sei, den Deutschen kurz entschlossen zu berauben beschloß.

Er öffnete die Verbindungstür, band eine zu seinem Handwerkszeug zählende schwarze Maste vors Gesicht und drang mit vorgehaltenem Revolver (ganz filmgemäß einfach!) auf den überraschten Hotelgast ein — — Da ihm das Geld verweigert wurde, ging bei dem Handgemenge wahrscheinlich der Schuß los und verletzte den deutschen Sportsmann tödlich. Die Detonation wurde gedämpft durch die zum Korridor führende Doppeltür, so daß der Schuß im Hotel von niemandem gehört wurde.

Der Täter ging nun ganz kalt zu Werke: Er nahm dem Schwerverletzten alles Geld und die Uhr ab, ergriff seinen halbfertig gepackten Koffer und zog seinen Mantel über. Darauf verließ er sicher das Hotel. Der Mantel des Deutschen — und wohl auch der dem Portier bekannte Koffer — erweckte für Augenblicke beim Portier den Eindruck, daß Theodor Hoofft durch die Halle schritt.

Daß der Erschossene Fred Bronnen der Tat bezichtigte, war schwerwiegender Natur und paßte nicht in die Rechnung des Kommissars Briand. Der falsche Sekretär Miß Blanks und Fred Bronnen besaßen zwar annähernd die gleiche Größe, und da der Täter eine Larve vorgebunden hatte, so konnte eine Täuschung möglich sein. Rätselhaft blieb nur, wie der Erschossene darauf verfallen war, den Freund mit sicherer Bestimmtheit als Täter zu bezeichnen! Selbst wenn ein Streit zwischen ihnen stattgefunden haben sollte, so bot dieser unmöglich ausreichend Anlaß zu einer derartig schwerwiegenden Verdächtigung.

Der Untersuchungsrichter, der junge, schneidige Herr mit der überlegenen Erfahrung, hielt darum auch unentwegt an seinem Verdacht auf den Kanalschwimmer Fred Bronnen fest, und es bedurfte erst eines neuen wichtigen Ereignisses, um ihn bei seiner Annahme schwankend zu machen.

Wenige Tage nach der neuen Feststellung Kommissar Briands traf bei der Kriminalpolizei in Dünkirchen eine Anfrage ein, ob in einem Hotel ein Diebstahl verübt worden sei, bei dem außer Geld dem Hoteldieb eine goldene Uhr mit den Initialen T. H. und der Jahreszahl 1880 in die Hand gefallen sei. Der Hoteldieb leugne zwar den unrechtmäßigen Erwerb der Uhr; allein da diese in ein Stück Zeitungspapier — eine Seite des „Dunkerque Republicain“ — eingepackt und zwischen schmutziger Wäsche versteckt gefunden worden war, verstärkte sich der Verdacht, daß die Uhr aus einem in einem Dünkirchener Hotel verübten Diebstahl herrühre.

Diese Anfrage traf aus dem Seebad Scheveningen in Holland über die Kriminaldienststelle im Haag bei den Behörden in Dünkirchen ein.

Kommissar Briands rascher Geist kombinierte sogleich Zusammenhänge:

Die Uhr Theodor Hooffts! — Denn T. H. ihre Initialen!

Der Hoteldieb von Scheveningen — der Mörder Theodor Hooffts!

Kommissar Renault, ein liebenswürdiger, aber zuweilen etwas neidvoller Kollege Briands, spottete:

„Die Uhr Theodor Hooffts —; denn T. H. heißt unzweifelhaft Theodor Hoofft. Und 1880 geboren, ergibt unzweifelhaft das Alter von 60 Jahren!“

Kommissar Briand war für Liebenswürdigkeiten empfänglich und verstand ausgezeichnet, auf der Stelle zu parieren:

„In der Tat, 60 Jahre und 1880, das stimmt nicht! — Vortrefflich, lieber Kollege! — — Aber seit wann tragen denn Uhren die Geburtsdaten ihrer Besitzer?“

„Sollen sie das Datum des Kaufes tragen?“

„Möglich! Sogar wahrscheinlich. — Nämlich in dem Falle, wo die Uhr am Kauftage zum Geschenk gemacht wird!“

Dem Kommissar Renault leuchtete das nicht ein. Er machte ein ungläubiges Gesicht.

„Mühten die Deutschen so treiben! Denen wäre es zuzutrauen. Aber selbst dann hat die Rechnung noch ein Loch. Die Uhr, die einen ziemlichlichen Wert besitzt, müßte dann einem Kinde zum Geschenk gemacht worden sein!“

„Stimmt“, versetzte Kommissar Briand. „Mit vierzehn Jahren! — Zur Konfirmation — —, wo dies ja nicht nur in Deutschland Sitte ist!“

Kommissar Briand erbat sich einige Tage Urlaub von seinen Vorgesetzten, verständigte den Untersuchungsrichter von seiner Reise nach Scheveningen und stellte eine überraschende Wendung in der Mordsache Hoofft in Aussicht. Darauf fuhr er in das große holländische Weltbad hinüber, um den Mörder Theodor Hooffts in Augenschein zu nehmen und der Tat nach Möglichkeit zu überführen.

Aber Kommissar Briand hatte auch noch andere Pläne in dem kleinen Küstenlande und gedachte sich besonders an seiner Küste, da die Gelegenheit sich gerade gut bot, etwas näher umzusehen! (Fortf. folgt.)

Wanderlust.

Das Schönste ist: dies junge Säftefließen,
Dies Neuwachen in den steifen Gliedern,
Wenn sich die Knospen langen Leids erschließen,
Um unser treues Hoffen zu erwidern.

Das Schönste ist es: dieses Gliederdehnen
Es stürmt der Fuß empor auf steilen Bahnen,
Die Muskeln schwellen, und in allen Sehnen.
Spannt sich die Kraft. Es fällt ein neues Ahnen,

Ein neues, tiefes, andachtsvolles Schweigen
In unsere Brust, die lange Schwegel bekommen ...

Das Schönste ist es: dieses Aufwärtssteigen

Und die Gewissheit, an ein Ziel zu kommen!

Walter Medauer.

Ein sizilianischer Hund.

Von Erich A. Schmidt.

Fern von der Stadt, ganz versteckt zwischen Zitronengärten, liegt die einsame Villa, in der ich nun schon seit Monaten hause. Gegenüber erhebt sich einer jener Wassertürme, deren Pumpwerk Tag und Nacht arbeitet, um aus hundert Meter Tiefe das kostbare Nass emporzutreiben, das die Gärten in der langen, regenlosen Periode trinkt. Überall in der weiten Ebene zwischen den hohen Bergen reden sich diese Türme empor, und des Nachts, wenn man auf der Dachterasse seines Hauses steht, hört man den rhythmischen Schlag der Dampfmaschinen nah und fern.

In allen diesen Zitronengärten, über die silbrig die Säpfe vereinzelter Oliven, dunkelgrün die Wipfel von Mispelbäumen hinwegragen, bellen und winseln die Hunde, die ihre Besitzer als Wächter zwischen den Mauern lassen, namentlich in Mondnächten tönen die Bergglocken von belfernden Lauten wider. Man muß sich daran gewöhnen, ebenso wie an das Geräusch der Dampfmaschinen.

Seit einigen Nächten aber höre ich die Stimme eines scheinbar noch jungen Hundes, die sich Stunden hindurch ohne Unterbrechung bemerkbar macht. Es ist eine langgezogene Klage, Hunde, die Leichen wittern, pflegen so markerschütternd zu heulen. Ich kann nicht schlafen, meine Haare sträuben sich, ich vermisse den Hund und seinen Herrn, erst wenn die Venus schon im Frühlicht müde blinzelt, fallen mir die Augen zu.

Nach mehreren Wochen endlich kommt eine Nacht, in der ich die jammernde Hundestimme vermisste, ich vermag wiederum nicht zu schlafen, weil ich jeden Augenblick erwarte, daß nun das vermisste Gewinsel beginnen wird, aber diese Nacht vergeht, ebenso wie die folgenden Nächte, ohne daß ich die wohlbelannten Töne vernehme. Nun gut, denke ich, vielleicht hat man das Tier wiederum entfernt, vielleicht bellte es irgendwo, ich bin diesem Unbekannten jedenfalls dankbar.

In der frühen Frühe eines sizilianischen Herbstmorgens verlasse ich das Haus und gehe von nun an den engen Weg zwischen hohen Mauern entlang, der von dieser einsamen Villa in bestellte Bezirke führt. Das Pumpwerk des Wasserturms stampft, irgendwelche Abwässer fließen auf die Straße geleitet, sie bilden Pfützen, die sich vorzüglich als Brutstätten für Moskitos eignen. In einer dieser Pfützen sehe ich plötzlich, erschreckt, den Kadaver eines Hundes liegen. Wenn ich mich auch schon daran gewöhnt habe, auf sizilianischen Landwegen vielfach abschreckenden Dingen zu begegnen, so stört es mich doch sehr, daß der tote Hund gerade in meiner Straße dem Verwesens anheimgegeben ward. In der Erwägung, irgendwen zu beauftragen, daß er den Kadaver entferne, will ich vorübergehen, als plötzlich eine Bewegung den eingefallenen Körper erschüttert; schon vermute ich, daß eine Ratte aus seinem Innern hervorspringen wird, als ich entsetzt bemerke, wie die Augen des Hundes sich langsam aufschlagen und zu mir emporblicken. Noch nie sah ich so viel Leid im Blick einer Kreatur, ich bin unfähig, mich zu bewegen, außerstande, einen Entschluß zu fassen.

Wer lieb dich so verkommen, armes Tier — dieser Gedanke treibt schwermütig in mir auf und nieder, plötzlich höre ich wieder im Geiste das unheimliche Hundeseufzen, und im gleichen Augenblick sehe ich einen Zusammenhang zwischen den nächtlichen Klagen und dem morschen Kadaver hier zu meinen Füßen. Ja, es ist dasselbe Tier, ein junger, brauner Jagdhund mit langen Beinen und schmalem Kopf, er eignete sich wenig zum Bewachen der Zitronenbäume, er heulte Nacht um Nacht, man band ihn fest, schließlich wurde er mit einem Fuchstritt fortgejagt; noch hängt an einem Vorderbein, einschnürend, ein langer Eisendraht. Er schweifste tagelang

umher, nährte sich von fargen Abfällen, wurde schwächer und elender und lezte sich schließlich in dieser Pfütze zum Sterben nieder.

Ein junger Bauer kommt singend die Straße entlang; ich bitte ihn um Hilfe, doch er hat keine Zeit und geht, mit einem Ahselzuden, summend weiter. Ich überwinde alle widrigen Gefühle, packe das Tier am Hals und trage es zu meinem Haus zurück. Der alte Gärtner öffnet das Tor, blüht lächelnd auf meine Last und geht im Bogen um mich herum.

Ich bette den Hund in das dürre Gras zu Füßen einer Olive, hole Milch und aufgeweichtes Brot, der Kopf sinkt in die Schüssel hinein, doch die Zunge beginnt zu lecken, die Zähne schnappen in frakter Eier nach den Brocken, die Augen sehen mir, quatschvoll und dankbar, entgegen.

Der alte Gärtner hockt nun lächelnd neben mir im Grase, er hat die Hände gefaltet, spricht keine Silbe, aber ich sehe alle Gedanken hinter seiner Stirn. Wozu, so sagt er in sich, bringst du den halbtoten Hund ins Haus, laß ihn doch auf der Straße liegen, ihr Fremden müßt immer absonderliche Dinge tun. Als ich ihn um eine Schere bitte, um die Zeden aus dem Fell zu schneiden, steht er schwerfällig auf, geht über den langen Hof in sein Haus und wird nicht wieder sichtbar. So muß ich mich damit begnügen, vorerst den Draht vom Bein des Tieres zu lösen, die Pfote zukt konvulsisch.

Nun kommt die Wirtschafterin aus dem Hause, sie ist noch jung; schon häufig zeigte sie ein schönes menschliches Mitgefühl. Sie schlägt die Hände zusammen, als sie unsern Gast erblickt, sie holt Löffel aus der Küche, ich sehe, wie sie die Zähne, selbstüberwindend, zusammenpreßt — dann beginnt sie den Hund zu waschen. Er ist bedeckt von Ungeziefer aller Art, Flöhen, Zeden, Ameisen, am Bauch weiß von Würmern. Das junge Mädchen macht eine Bewegung, als müsse es erbrechen, ich schide es wieder fort und trage das Tier in ein verfallenes Häuschen am Ende des Gartens, hier ist es kühl und schattig, alle Sade liegen in einem Winkel, ich bette den Kranken sorgsam darauf. Er ruht auf einer Pflanze regungslos, nur ein schwacher Seufzer erschüttert zuweilen den Körper, sonst gibt er keinen Ton von sich. Die Augen allein verfolgen jede meiner Bewegungen.

Aber als ich mich entferne, beginnt er zu schluchzen und leise zu heulen, es ist, als fürchte er wieder den Hungertod, er hat Angst vor der Einsamkeit wie ein hilfloses Kind. An diesen ersten Tönen erkenne ich deutlich die Stimme wieder, die mich des Nachts so häufig peiniigte, alle bösen Gedanken tun mir jetzt leid. Ich lege mich auf einen Schemel an des Tieres Seite, es wird sofort ruhig, schließt die Augen und öffnet sie nur dann und wann, um zu sehen, ob ich noch da sei.

Vielleicht zieht noch einmal eine Ahnung aus frühesten Tagen durch sein Herz, da er zu Füßen des einzigen Wesens, das ihn liebte, da er zwischen den tändelnden Blüten seiner Mutter fröhlich spielte, indessen die Geschwister ungeschickt über ihn rollten. Aber bald zerfiel die Familie in alle Winde, er sah nur manchmal seine Mutter von ferne, wenn sie an der Seite des Schützen auf die Berge zog — kaum schien sie ihn noch zu kennen. Auch er suchte früh die schlanken Läufe in gestreckten Sprüngen zu üben, wie es der Art seiner Ahnen entsprach, doch man unterband diesen Trieb, weil man gerade einen Wächterhund für die Gärten gebraucht.

Wenn er sich wieder erholt, denke ich, dann werde ich einen Hund besitzen, wie ich ihn mir schon immer wünschte, einen ganz besonderen Hund, der mich mehr lieben wird als alle andern, weil ich ihn vor dem Tode rettete. Seine langen Pfoten liegen stierlich gekreuzt, wie bei einem ruhenden Reh. Endlich schläft er vor Schwäche ein, ich kann mich vorsichtig entfernen.

Nachmittags trägt ihm die Wirtschafterin rohe Eier hin, die in Wein zerquirlt wurden, aber bald ruft sie mich, weil der Hund so schwach daliege, daß er nicht mehr den Kopf zu rühren vermag. Ich hebe die Schnauze in den Kaps hinein, aber die Zunge kommt nicht mehr hervor, er mag weder Wein noch Milch, unhörbare Seufzer erschüttern seinen Leib.

„Lassen Sie ihn töten, Herr“, sagt das junge Mädchen, Mitleid im Blick, „er kann doch nicht mehr weiterleben.“

Ich sehe ratlos auf und ab und stimme schließlich zu. Ich sehe, daß hier niemand mehr helfen kann, und lasse einen Arbeiter aus den Zitronengärten holen, der mit Korb und Hacke erscheint, das ausbedungene Geldstück einsteckt und dann den Hund in den Korb hineinrafft, als wäre es ein Haufen Dung.

Ich höre einen letzten Schrei, der mich erschüttert, dann geht der Arbeiter zum Tor hinaus. Ein paar Minuten darauf ist das Schicksal des kranken Hundes vollendet.

Ich sehe ihn noch tagelang vor mir, seine ängstlichen und dankbaren Augen, den ganz verfallenen Leib. Wenn er auch nicht mehr zu retten war, so brauchte er doch nicht in einer Pfütze zu enden. Er hatte noch einmal freundliche Worte gehört und Hände gefühlt, die ihn nicht schlugen.

Vielleicht ein einziges Mal in seinem kurzen Dasein, denn er war noch sehr jung, dieser sizilianische Hund.

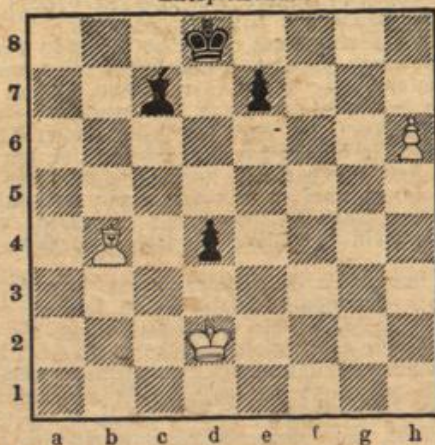


Schach



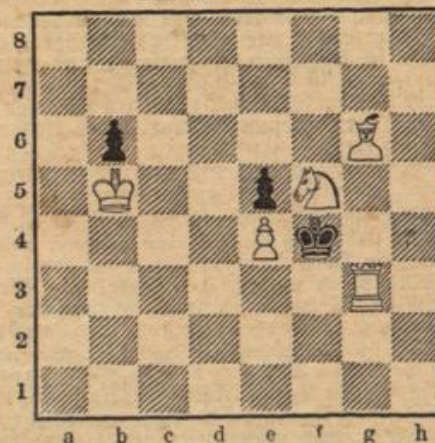
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 61. T. R. Damsen.
Entspielstudie.



Weiß: Kd2, Lb4, Bh6; Schwarz: Kd8, Le7, Bd4, e7.
Weiß am Zuge gewinnt.

Nr. 62. Th. Nissl.



Weiß: Kb5, Tg3, Lg6, Sf5, Be4; Schwarz: Kf4, Bb6, e5.
Matt in 3 Zügen.

Der arabische Schriftsteller al-Massudi, der um das Jahr 950 lebte, schreibt über die Gewohnheiten der Indier in seinem Werk Muruj adh-dhahab (die goldenen Weiden) folgendes: Das beste Elfenbein findet meist Verwendung zur Herstellung von Schachfiguren. Die verschiedenen Schachsteine sind Nachbildungen von Menschen oder Tieren, eine Spanne hoch und breit oder selbst von noch größerem Umfang. Während des Spiels hilft eine Person die Figuren von einem Feld nach dem anderen zu verstellen. Die Indier spielen gewöhnlich Schach um kostbare Kleider und wertvolle Steine. Es kommt aber vor, daß ein Spieler, nachdem er seine ganze Habe verloren hat, eines seiner Gliedmaßen zum Einsatz benutzt. In diesem Fall wird zur Seite der Spieler eine kleine kupferne Schale über ein Holzfeuer gehängt. In dieser Schale wird eine rötliche Salbe gekocht, die die Eigenschaft besitzt Wunden zu heilen und Blut zu stillen. Wenn ein Spieler, der einen seiner Finger einsetzt, verliert, so schneidet er denselben mit seinem Dolch ab und taucht sodann seine Hand in die Salbe, um die Wunde auszubrennen. Darauf kehrt er zum Spiel zurück. Wenn das Glück gegen ihn ist, opfert er noch einen Finger, eine Hand, einen Vorderarm oder selbst andere Teile seines Körpers. Nach jeder Amputation brennt er die Wunde aus mit der Salbe, die eine eigenartige Mischung von einheimischen Kräutern von außerordentlicher Wirkund ist.

Nach dem Verfasser war diese grauenhafte Selbstverstümmelung eine bekannte Tatsache.

Partie Nr. 29. Gespielt im Meisterturnier des Sächs. Schachbundes zu Bautzen am 1. April 1929. Sicilianische Eröffnung. Weiß: Engert; Schwarz: Machate.

1. e4—c5, 2. Sf3—Sc6, 3. d4—cxd4, 4. Sxd4—Sf6, 5. Sxc6—bxc6, 6. Ld3—e6. In Erwägung zu ziehen wäre sofortiges d5, worauf aber 7. e5—Sg4, 8. De2—Dc7, 9. f4—Sh6, 10. 0-0—g6 mit etwas besserer Stellung für Weiß die Folge sein könnte. 7. 0-0—d5, 8. Sd2! Die Fortsetzung 8. e5—Sd7, 9. f4—g6 nebst Lg7 und 0-0 würde dem Nachziehenden mancherlei Gegenchancen bieten. 8. ... Le7, 9. b3—0-0, 10. Lb2—Db6, 11. De2—Te8, 12. Khl—a5, 13. Tbl—La6, 14. c4. Mit Recht verhindert Weiß den Abtausch der Läufer. 14. ... Tad8, 15. e5—Sd7, 16. Dh5—g6. Besser wäre wohl h6. 17. Dg4—Db4, 18. Tfd1. Weiß hat nur die Wahl zwischen diesem Zuge und Sf3, denn Tbd1 darf wegen a4 nicht geschehen. 18. ... Lf8. Der Beginn eines ungesunden Unternehmens. 19. Lc2—Lh6, 20. a3—Db6, 21. Dh4. Auf 21. f4 würde Schwarz den starken Gegenzug Df2 haben. 21. ... Lxd2. Mit diesem und dem folgenden Zug setzt Schwarz seinen verfehlten, nur auf Bauergewinn gerichteten Plan fort. 22. Txd2—dxc4, 23. bxc4—Dc5. Damit glaubte Schwarz einen Bauern zu erobern, was sich sofort als ein verhängnisvoller Irrtum erweist. Mit 23. ... Sf8 wäre die Partie wohl noch zu halten. 24. Tbd1. Die Widerlegung des gegnerischen Planes; 25. Txd7—Txb2, 26. Txf7. Hiermit erzwingt Weiß in wenigen Zügen den Sieg. 26. ... Kxf7, 27. Dxb7+—Kf8, 28. Dh8+—Kf7, 29. Df6+—Kg8, 30. Dxc6+—Kf8, 31. Df6+. Noch zwingender ist 31. Dh6+ mit nachfolgendem Eingreifen des Läufers. 31. ... Kg8, 32. Ttd7. Schwarz gibt auf.

Lösungen. Nr. 49: 1. Ke7—g5, 2. Kd6—g4, 3. e7—Lb5, 4. Kc5—L8, 5. Kd4 und Weiß erzwingt Bauerntausch. Auf 2. ... Kb6 folgt 3. e7—Lh5, 4. Ke5—Kc7, 5. Kf5 remis. Nr. 50: Kc6—f5, 2. Kd5—Lf6, 3. h7. Es folgt auf Kg7 oder Ke8 4. e6 remis und auf ... Lh8 4. Kc6—Lf6, 5. Kd5. 1. ... La5, 2. Kd5—Lc3, 3. h7—5, 4. d7—Ke7, 5. d8d+—Kxd8, 6. Ke6—f4, 7. Kd5—8, 8. Ke4—Lh8, 9. Kd3 remis. Oder 1. ... Kg6, 2. Kd7—La5, 3. Ke6 remis.



Rätsel



Scherzfrage.



Welcher bekannte Schlagertext wird hier, umgewandelt, wiedergegeben?

Vielseitig.

Schreibst klein du's, ist's ein Zahlenwort,
Schreibst groß du's, ist's ein Wesen zart,
Bald böser, doch meist guter Art,
An still geheimnisvollem Ort.
An Schwedens Küste such' es auf,
Dort eilt's dahin in schnellem Lauf.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 173.

Zitatenrätsel: Frau Nachbarin, Ihr Fläschchen! (Faust).
— Seltsame Mischung: Sorgen, Falter, Sorgfalt.
Richtige Lösungen sandte ein: Lucie Schaefer aus Höchst a. M.